

etwas von einer glorreichen Revolution vormachen, so kann dies höchstens als Beispiel einer überaus raschen Landesbildung angesehen werden. Wir haben keine Revolution gemacht, die Revolution hat vielmehr uns gemacht, sie hat uns gezwungen, wozu wir gar keine Neigung hatten, auf den eigenen Beinen zu stehen; und es zeigt sich, daß diese Beine auf das freie Gehen und Stehen gar nicht eingerichtet sind. Wir waren nicht auf das Selbstbestimmungsrecht, sondern auf ein obrigkeitliches Schutzverhältnis eingestellt; wir hatten uns, um unsere Vorrangstellung im Staate zu begründen, eingeredet, die eigentlichen Erhalter Oesterreichs zu sein, und erst als wir aus dem geschichtlichen Verbanne herausstiegen, merkten wir zu unserem unangenehmen Erstaunen, daß wir in dem alten Staate weit mehr die Nehmenden, als die Gebenden waren, daß wir, und wahrhaftig wir allein, die Nutznießer der alten verrotteten Verhältnisse und aus diesem wenig ehrenhaften Grunde auch deren einzige Verteidiger waren. Nun aber da wir auf die eigene, allzu oft übermächtig gerühmte Kraft angewiesen waren, hatten wir weder eigene politische Ideen, noch verfügten wir über die wirtschaftlichen Mittel, um uns gleich den anderen Völkern ein eigen Haus zu gründen.

Deutschösterreich ist also das, was es ist, ein eigener Freistaat, nicht durch eigenen Entschluß, nicht durch eigene Kraft, sondern durch Schicksalsfügung geworden, und was Wunder, wenn es von Anfang an mit dieser freien Staatlichkeit nichts Rechtes anzufangen wußte. Ich werde die Stimmung der konstituierenden Sitzung der Nationalversammlung, in der wir uns als Staat erklärten, nie los werden. Da war nichts von einem revolutionären Wagemut, von Stolz freier Männer, die schmähliche Sklavensketten abgeschüttelt hatten, zu merken; wir fühlten uns vielmehr gedrückt und zer schlagen und sahen uns angstvoll nach irgend einem Anschluß um. Es waren damals drei Möglichkeiten offen: entweder wir suchten den Anschluß an die Welt und brachen gleich den übrigen Nationen gründlich mit der Vergangenheit, oder wir suchten zu den ehemals österreichischen und ungarischen Nationen, die jetzt staatliche Selbständigkeit erlangt hatten, ein neues Verhältnis, oder wir schlossen uns dem Mutterlande Deutschland an. Von der erstgenannten Möglichkeit laut zu sprechen wäre in der Zeit des Zusammenbruchs nicht raffam gewesen; die Treue gegen Deutschland ließ schon den bloßen Gedanken eines Anschlusses an den Westen als Verrat erscheinen, und nicht nur die Deutschnationalen, die in der provisorischen Nationalversammlung noch immer die stärkste Partei waren, sondern auch die Sozialdemokraten belegten jeden mit dem großen Bonn, der es wagte, an dem Bündnis und der unbedingten Solidarität mit Deutschland zu rütteln. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die uns harften, wenn wir mit Deutschland in die Hofierung gingen und wenn wir durch starres Festhalten an dem Bündnis uns selbst zu der Erbchaft nach dem alten Habsburgerstaate bekannten, diese Schwierigkeiten sah damals niemand voraus. Für die Idee einer Donauföderation herrschte in der Bevölkerung schon wegen der Aufrechterhaltung der alten wirtschaftlichen Gemeinschaft eine sehr freundliche Stimmung. Aber die Nationalversammlung stand noch zu sehr unter dem Eindruck der Ergebnisse im zerbombten Reichsrat, sie zitterte noch vor nationaler Erregung, und die Wesperrung der neuen Nationalstaaten gegen Deutschösterreich, die dessen Verpöflung in Frage stellten, die übermäßigen Ansprüche, die von den Tschecho-Slowaken in Bezug auf Deutschböhmen und Deutschmähren gestellt wurden, die Ansprüche, die Deutschösterreich hinwieder selbst auf Westungarn stellte, ließen kein Verhältnis aufkommen das einem neuen, völkervereinigenden Zusammenschluß der ehemals österreichisch-ungarischen Nationen förderlich gewesen wäre. Und so kamen denn die großen Parteien der provisorischen Nationalversammlung überein, den Anschluß an Deutschland auszusprechen, was in der dritten Sitzung vom 12. November geschah, ohne daß man zuvor die deutsche Regierung um ihre Stellungnahme zu dieser wichtigen Sache befragt hätte.

Seither hat man den Anschluß an Deutschland mit Hilfe einer beispiellos zähen Agitation der Sozialdemokraten auch der großen Öffentlichkeit als den einzigen Ausweg aus der Wüste plausibel zu machen gesucht. Man wird sich einmal erstaunt fragen, wie denn gerade die „internationale“ Sozialdemokratie dazu kam, das großdeutsche Banner zu entfallen und die nationalen Instinkte, die sie einst als eine

bürgerliche Rückständigkeit schonungslos gezeihelt, aufzupeitschen. Man wird sich dann vielleicht erinnern, wie der sterbensranke Viktor Adler in seiner letzten Reichstagsrede mit Behmut von dem Zusammenbruch des alten Oesterreich gesprochen, und wie derselbe Renner, der heute als Kanzler an der Spitze der großdeutschen Politik marschiert, während des Krieges bis zum letzten Ende sich für die Erhaltung Oesterreichs die Finger wund geschrieben und die Unmöglichkeit und soziale Unerträglichkeit rein nationaler Staaten nachgewiesen hat; man wird sich dann vielleicht auch an die Haltung der deutschösterreichischen Sozialdemokraten in Stockholm erinnern, wie energisch sie damals der nationalen Zerlegung Oesterreichs begegneten und wie abweisend sie sich bei den Stockholmer Beratungen und auch später im Wiener Parlament selbst gegen die nationale Einigung der Polen verhielten. Woher also nach dem Zusammenbruch urplötzlich die nationalstaatliche, großdeutsche Haltung der Renner, Seitz und Otto Bauer? Die Annahme, daß in den Sozialdemokraten urplötzlich die deutschnationale Begeisterung aufgeflammt sei, wäre mehr als naiv. Tatsache ist, daß die Sozialdemokratie von dem vollständigen Zusammenbruche ebenso überrascht wurde, wie die bürgerlichen Parteien und daß sie ebenjowenig wie diese ein Programm für den Fall der Selbstbestimmung besaß. In dieser unerwarteten Lage betrachtete sie die Zukunft Deutschösterreichs, das nun ihrer Führung anvertraut war, lediglich als ihre Parteifrage. Der zentralisierende Grundzug der sozialdemokratischen Lehre ließ bei ihren Anhängern für das kleine Städtchen a priori keine Begeisterung aufkommen; diese wollten lieber ein Teil der mächtigen sozialdemokratischen Partei in einem vollständig industrialisierten Großstaate, als eine zur ewigen Minderheit und zu faulen Kompromissen verurteilte Partei in einem kleinen Bauernstaate sein. Die Führer sagten sich wohl auch, daß in der bedrohlichen wirtschaftlichen Not des Volkes ein ideologisches Schlagwort wünschenswert sei, um die breiten Massen von ihrer verzweifelten ökonomischen Lage abzulenken und in das rein Politische hinüber zu leiten. Und endlich war der Ruf nach dem deutschen Anschluß auch eine gute Wahlparole in den zwischen Nationalismus und Sozialismus schwankenden Kreisen.

Die sozialdemokratische Partei hat die nun einmal eingeschlagene Linie mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit verfolgt; sie stachelte, um ihre Politik der Bevölkerung schmackhaft zu machen, ganz gegen ihre Grundsätze den nationalen „Hochgedanken“ auf, sie suchte den Darbenden einzureden, unsere Ernährung könne nur durch Deutschland gesichert werden, was angesichts der trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse im Reiche eine starke demagogische Leistung war, und, als diese Argumente nicht verfringen, suchte sie jeden, der gegen den Anschluß auftrat, als feilen Söldling der Entente hinzustellen. Aber in der Bevölkerung bestand und besteht wenig Begeisterung für den großdeutschen Partei-Imperialismus derer um Otto Bauer. In Wien, das ja ein volles Drittel der Staatsbevölkerung in sich schließt und das die volle Härte des von der Entente verhängten Strafzustandes am schwersten fühlt, hat man nur ein Bedürfnis, den Weg ins Freie so rasch als möglich wieder geöffnet zu sehen und von der Entente nicht mehr für die Sünden des alten Oesterreich verantwortlich gemacht zu werden. Man weiß hier sehr genau, daß die Pariser Konferenz die Vereinigung Deutsch-Oesterreichs mit Deutschland nicht will, und daß sie diesen Akt, wenn sie ihn aus moralischen Erwägungen auch nicht verhindern könnte, doch mit einer Verschlechterung der Friedensbedingungen und mit aller möglichen Erschwerungen der Lebensmittel- und Rohstoffzufuhren zu bestrafen die Macht habe. Daran, daß uns Deutschland mit Lebensmitteln und Rohlen ausreichend versorgen könnte, glaubt hier nach den Ergebnissen der letzten Monate kein Rind, dagegen fürchtet man für den Fall des Anschlusses mit Recht, daß Wien seine internationale Stellung als Handelsemporium verlieren, innerhalb des Reiches selbst aber auf das Niveau einer Mittelstadt herabgedrückt würde. Aber auch in der Provinz will man von dem Anschluß nicht viel wissen. Von der Gegenwart der reaktionären und konterrevolutionären Gruppen, die durch den Anschluß auch die letzte Hoffnung auf eine Restauration verlieren würden, will ich schweigen, weil ihre Argumente contra für jeden Republikaner eher Argumente pro sein müßten.

Das deutschösterreichische Problem.

Von Ernst Viktor Zentler (Wien).*

Deutschösterreich nimmt unter den Sukzessionsstaaten der alten Donau-Monarchie eine eigene — nicht gerade stets beneidenswerte — Stellung ein. Während alle anderen Nationen Oesterreichs und Ungarns seit je ihr positives, nationalpolitisches Programm besaßen, wenn nicht schon früher, so doch bestimmt seit Ausbruch des Krieges zielbewußt auf ihre staatliche Selbständigkeit hinarbeiteten und vorwiegend das eigene Heim erweiterten und ausbauten, das sie dann im Augenblicke des Zusammenbruchs beziehen konnten, hatten die Deutschen Oesterreichs nie ein klares, nationales Programm, am allerwenigsten das der Selbstbestimmung, arbeiteten vielmehr immer und bis zum letzten Augenblicke, für die Erhaltung des alten, monarchischen Oesterreich, und waren, als dieses morsche Haus über ihrem Haupte zusammenbrach, obdachlos und — ratlos. Wenn heute gewisse Parteien sich und ihren Angehörigen

* (Der Verfasser dieses geistig überlegenen und sehr beachtenswerten Aufsatzes, Ernst Viktor Zentler, gehörte zu jenen wenigen weitblickenden Politikern im alten Oesterreich, die ernsthaft von dem verderblichen Nationalismus abrückten und aus einer Verständigung von dessen Völkern die Erneuerung des Staates begründen wollten. Bei der nationalistischen Besessenheit in Böhmen erfordert dies für einen von dort ausgehenden Politiker und Publizisten nicht bloß Einsicht, sondern Mut und Selbstverleugnung. Zuerst als Wortführer in Deutschböhmen, später als Abgeordneter des vierten Wiener Gemeindebezirktes im Parlament, immer als Publizist, der schon lange vor der Katastrophe im „Berliner Tageblatt“ in zu wenig beachteten Aufsätzen die Wege der Rettung zeigte, hat sich Zentler als eines der wenigen staatsmännischen Talente des heutigen Oesterreich gezeigt. Es ist nur selbstverständlich und für ihn eine Ehre, daß der Chauvinismus und die Beschränktheit der fanatischen Großdeutschen in ihm einen Gegner sieht. #)